

Worte und Würfel

900 Quadratmeter, 150 Objekte: Ein Rundgang durch die Ausstellungsräume

VON ANDREA SCHLAIER

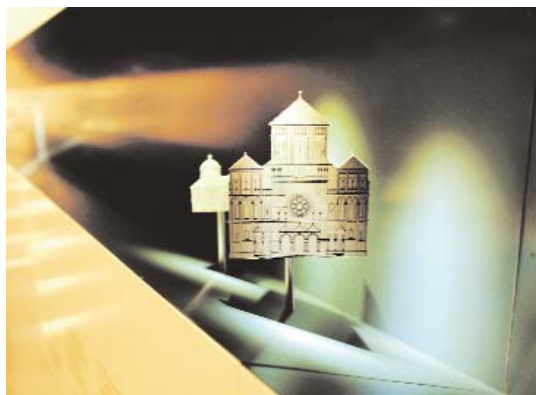
Der sandsteinfarbene Kubus war noch nicht eröffnet, da funktionierte der Sog bereits. Passanten blieben mit dem Kopf im Nacken stehen, den Blick auf die gläserne Fassade geheftet, die das Erdgeschoss des Blocks umfängt. Dort kleben Gesprächsfetzen von wundersamer Zufälligkeit. Wie die Erzählung einer Schülerin, die sich erinnert, wie ihre Lehrerin im Unterricht wissen wollte, wofür Nürnberg berühmt sei. „Die Prozesse“, sagte einer, „Reichsparteitage“ ein anderer. Was die Pädagogin hören wollte, hatte keiner vorgetragen: Lebkuchen. Die israelische Künstlerin Sharone Lifschitz hat in ganz Deutschland mit ihr Unbekannten Dialoge wie diesen geführt. *Speaking Germany* taufte sie ihr Projekt und gewann damit den Kunst-am-Bau-Wettbewerb für das neue jüdische Museum München. Den Geist des Hauses, das am heutigen Donnerstag im Herzen der bayerischen Metropole eröffnet wird, könnte nichts besser fassen.

Ein offener Ort des Austausches mit den Besuchern soll hier entstehen, ein Laboratorium, das Fragen der Gegenwart und Zukunft aus dem Wissen um die Vergangenheit heraus thematisiert, interpretiert und zur Diskussion stellt. So wünscht es sich Bernhard Purin, den die Stadt für ihr Vorzeigeprojekt als Gründungsdirektor engagiert hat. Der Österreicher bespielt das Haus unbefangen, das umarmt von Synagoge und jüdischem Gemeindezentrum nun den städtebaulichen Dreiklang der Architekten Wandel Hoefler Lorch komplettiert. „Es gibt kaum einen Ort in Deutschland“, sagt Purin, „wo mehr jüdische Gegenwart spürbar ist als hier am Jakobplatz.“

Ein wichtiger Aspekt in der Vielfältigkeit jüdischen Lebens, sagt der Kulturwissenschaftler, sei die Religion. „Aber eben nicht ausschließlich; es gibt viele Möglichkeiten jüdische Identität zu haben.“ Purin nimmt beim Gang durch den Kubus als Erster die Schwelle zur Dauerausstellung im Untergeschoss. Wer den Parcours aus sieben Themen jüdischen Lebens in München beschreitet, landet in einer Gangway. Aus Lautsprechern dringen Stimmen: Zitate von Menschen, die eben in München angekommen sind, schwäbische und fränkische Landjuden des 18. Jahrhunderts bis hin zu den Zuwanderern der GUS-Staaten.

Am Ende des Tunnels öffnet sich der Raum zum Spiel. Die Berliner Künstler Renata Stih und Frieder Schnock haben einen Stadtplan-Teppich entworfen, auf dem 18 jüdische Plätze verzeichnet sind. Entsprechend gibt es 18 Ständer mit Beschreibungen der Orte. Positioniert man diese richtig, leuchtet auf einem Wandmosaik aus Fotos das richtige auf und offenbart etwa die „schöne Jüdin“ Nanette Kaula aus der Schönheitsgalerie im Schloss Nymphenburg oder die Witwe des ermordeten israelischen Fecht-Trainers André Spitzer im Olympischen Dorf.

Das „viele Silber“, das jedermann in einem jüdischen Museum erwarte, kommt bei Purin nur als leises Schattenspiel hinter



Licht- und Schatten: Das jüdische Museum München zeigt historische Orte aus ungewöhnlicher Perspektive.

Fotos: Steffen Leiprecht

weißem Papier vor. In einer Nische verbirgt sich allerdings auch noch der obligatorische Judaika-Crash-Kurs mit Torarolle, Purimräsche und Sederteller.

Eine Biegung weiter präsentiert das Museums-Team seine Lieblingsobjekte aus dem Depot. Das reicht vom *Alijah-Würfelspiel* bis zum intimsten Stück im Haus: dem Tapetenschrank des ehemaligen Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinden Bayerns, Simon Snopkowski. In die prall gefüllten Regalreihen hat der KZ-Überlebende alles gestopft, was ihn belastet hatte. Der „Gelbe Stern“ liegt weit oben.

Auch in der letzten Station des Rundgangs spielt ein Holocaust-Überlebender die Hauptrolle. Der amerikanische Zeichner Jordan B. Gorfinkel hat in einem Comic die Geschichte seines Großvaters erzählt, der vor der Schoa in der bayerischen Landeshauptstadt lebte und jetzt von dessen Oberbürgermeister eingeladen wird (vgl. Seiten 13 und 14). „Wir wollten einen Abschluss, der in die Gegenwart zeigt“, sagt Purin.

Das Verhältnis Dauer- zu Wechselausstellung liegt bei ein zu zwei Dritteln, „weil dadurch das Museum attraktiver bleibt. In die Dauerausstellung kommen die Leute nur einmal.“ Dabei sei „nicht entscheidend, wie viele kommen, sondern wie lange sie bleiben“. Deshalb sind an die temporären Schauen Vertiefungsräume mit PC-Arbeitsplätze oder Bibliothek angegliedert. In das Konzept passt auch Rachel Salamanders Dependence ihrer „Literaturhandlung“ im Foyer.

Von dort führt gleich einer steinernen Himmelsleiter der Weg nach oben zu den beiden Wechselausstellungen. Sie widmen sich im ersten Jahr dem Sammeln. *Die jüdische Welt und die Wittelsbacher* berühren sich vor königlich roter Wand in wenigen Schaukästen. Herausragende hebräische Handschriften der ehemaligen Hofbibliothek sind zu sehen. Hier findet sich auch die erste Judaika-Sammlung eines deutschen Museums, nämlich die des Bayerischen Nationalmuseums von 1881.

Ein paar Stufen weiter nach oben sinkt die Zahl der Objekte nochmals rapide. *Nichts als Kultur - Die Pringsheims* zeigt als zentrales Element das Pappe-Palais Alfred Pringsheims. Der Mathematiker war einer der bedeutendsten privaten Kunstsammler und Gesellschafter der Stadt. Zwei hochkarätige Bilder vermögen es, den Saal zu erfüllen: das große Wandfries von Hans Thoma, das Pringsheim 1933 abgehängt hat, und das Kaulbach-Bild, das seine Kinder als Harlekine zeigt.

Zählt man das Gesehene zusammen, kommt man bei 900 Quadratmetern auf 150 Objekte. Purin lacht. „In Berlin hatten sie bei der Eröffnung des jüdischen Museums 4.000 Stücke.“ Um mit Besuchern ins Gespräch zu kommen braucht es keine Materialschlacht. Wir müssen an die Zeitungsannoncen von Sharone Lifschitz denken, die sie geschaltet hatte, um in Kontakt zu kommen: „Junge jüdische Frau, die Deutschland besucht, würde gern ein Gespräch über nichts Besonderes führen mit jemandem, der dies liest.“

„Man muss neue Wege finden“

Bernhard Purin über Erinnerungsarbeit

Bernhard Purin ist ein ebenso angesehener wie umstrittener Ausstellungsmacher. Der 43-jährige Gründungsdirektor des jüdischen Museums München hat bereits die Häuser in Hohenems, Wien und Fürth mit aufgebaut. In Franken hat ihm die Kultusgemeinde nach erbittertem Streit um die ironische „Feinkost-Adam“-Ausstellung Hausverbot erteilt.

Herr Purin, inwiefern beeinflusst Sie die Auseinandersetzung in Fürth heute als Museumsdirektor?

PURIN: Fürth war eine spezielle Situation, bei der man sieht, dass man in der Provinz, und Fürth ist Provinz, nicht alles machen kann. Es ging wohl sehr stark um die Deutungshoheit über jüdische Geschichte, die zuvor ausschließlich bei der jüdischen Gemeinde lag.

Sie widmen sich bevorzugt aktuellen Fragen jüdischer Identität. Wie wollen Sie diese vermitteln?

PURIN: Wir haben hier zwei unterschiedliche Besuchergruppen. Die jüdischen Besucher kommen sowohl aus Deutschland, aber viele auch aus Amerika, um auf den Spuren der Vorfahren zu wandeln. Und die nichtjüdischen Besucher, vorwiegend Deutsche, kommen natürlich mit ihrem Bild vom jüdischen Leben in Deutschland. Wir wollen zeigen, dass es viele Möglichkeiten gibt, jüdische Identität zu haben. Religion ist ein ganz wichtiger Aspekt, aber nicht der einzige.

Das Zitat „Weinen bildet nicht“ vom Leiter der Gedenkstätte in Buchenwald, Volkhard Knigge, haben Sie einmal für Ihre Museumskonzeption benutzt. Inwiefern soll Ihr Haus dem Gedenken der Toten gewidmet sein?

PURIN: Es findet gerade ein Wechsel statt. Wenn bald keine Zeitzeugen mehr da sind, stellt sich die Frage, wie man die Erinnerung an die Schoa wachhält. Erinnerungsformen sind dann schwer vermittelbar. Etwas Gedenken feiern am 9. November, wenn in jeder deutschen Stadt dort, wo früher die Synagoge stand, ein Kranz niedergelegt wird. Das war sicher sehr wichtig. Aber man muss neue Wege finden. Dabei darf man experimentieren und auch das Risiko eingehen etwas auszuprobieren, das sich dann doch nicht als so ideal erweist.

Das Gespräch führte Andrea Schlaier.



Bernhard Purin

Foto: Steffen Leiprecht



Neue Messe München



MESSE MÜNCHEN GMBH
Messegelände
81823 München, Germany
Tel. (+49 89) 949-20720
Fax (+49 89) 949-20729
newsletter@messe-muenchen.de
www.messe-muenchen.de

Als einer der modernsten Messeplätze der Welt setzt die Neue Messe München Zeichen hinsichtlich Funktionalität, Service und Kommunikations-Möglichkeiten. Hier treffen Märkte, Branchen, Produkte und Dienstleistungen von morgen aufeinander.

- 17 hochmoderne Messehallen.
- 180.000 m² Hallenfläche und 360.000 m² Freigelände.
- Allergrößte Flexibilität.
- Kommunikation und Service auf Weltniveau.
- Funktionalität und Ästhetik harmonisch vereint.
- Exzellente Verkehrsanbindung.

Kommen Sie und überzeugen Sie sich selbst! Wir freuen uns auf den Dialog mit Ihnen.

MESSE MÜNCHEN INTERNATIONAL



Neuer Zugang: Jüdische Museen wie die in Berlin (o.), Frankfurt am Main (r.) und Rendsburg wollen zeigen, dass sich die Beziehungen zwischen Juden und Deutschland nicht auf die Schoa beschränken.

Foto: ddp, dpa, JMB

Kulturvermittler

Welche Aufgaben jüdische Museen in Deutschland haben

VON GEORG HEUBERGER

Mitte der achtziger Jahre wurde an mehreren Orten in der alten Bundesrepublik mit der Planung und dem Aufbau jüdischer Museen begonnen. Oft waren es kommunale Träger, aber auch private Fördervereine und Stiftungen, die in teils enger oder lockerer Zusammenarbeit mit örtlichen jüdischen Gemeinden hierin eine wichtige kulturpolitische Aufgabe sahen. Die Eröffnung des Jüdischen Museums im ehemaligen Rothschild-Palais am Mainufer in Frankfurt am 9. November 1988 verwies bereits durch das symbolträchtige Datum, den zentralen Standort sowie durch die Eröffnungsrede des damaligen Bundeskanzlers Helmut Kohl auf den sehr hohen politischen Stellenwert, der solchen jüdischen Museumsprojekten zuteil wurde.

Bei der Museumseröffnung in Frankfurt hing neben dem Rednerpult das berühmte Gemälde von Moritz Daniel Oppenheim „Lavater und Lessing bei Moses Mendelssohn“ von 1856. Wie kaum ein anderes Exponat war diese künstlerische Darstellung repräsentativ für die damalige Grundausgabe, der sich die meisten jüdischen Museumsvorhaben bis heute verbunden wissen. Die Beziehung zwischen Juden und Deutschland sollte nicht auf den Zivilisationsbruch der Jahre 1933 bis 1945 beschränkt bleiben. Die wechselvolle, spannungsreiche, konfliktträchtige, aber oft auch fruchtbare und Neues zutage fördernde, mehr als tausend Jahre umfassende Geschichte der Juden auf deutschem Boden sollte danebengestellt werden. Öffentliche, zum Teil auch staatliche Einrichtungen hatten erkannt, dass die jüdische Vergangenheit in ihren Dörfern, Städten, Ländern und auch in Deutschland als ganzem ein Bestandteil der eigenen deutschen Geschichte ist, dass Deutschlands Kultur

nicht denkbar und nicht darstellbar ist ohne den jüdischen Beitrag insbesondere der letzten beiden Jahrhunderte.

An Material und Anknüpfungspunkten fehlte es wahrlich nicht. Ob es die großen, zum Teil weltberühmten jüdischen Familien wie die Rothschilds, Speyer, Hallgarten oder die Familie Goldschmidt waren, die in Frankfurt als Mäzene und Stifter fast alle bedeutenden Kultur- und Sozialeinrichtungen gründeten und über Jahrzehnte förderten; ob es die Entstehung der verschiedenen religiösen Strömungen des Judentums war, die im Deutschland des 19. Jahrhunderts sich entwickelten und deren geistige Väter bis heute grundlegende Werke des Judentums schrieben. Was sich in Frankfurt entwickelt hatte, war exemplarisch für jüdische Geschichte in Deutschland.

Frankfurt am Main ist aber auch die Stadt der „Dialektik der Aufklärung“ von Horkheimer und Adorno. Das einmalige Grundvertrauen von Lessing und Mendelssohn war der Einsicht gewichen, dass die Postulate der Aufklärung politisch und gesellschaftlich bei Weitem noch nicht eingelöst worden sind, ja dass sogar selbstzerstörerische Kräfte – zum Beispiel der Antisemitismus – die Fundamente von Vernunft, Freiheit und Emanzipation fundamental bedrohen.

Auch ein weiteres wichtiges Thema wurde 1988 mit der Eröffnungsausstellung „Was übrig blieb“ angesprochen. Die Geschichte jüdischer Museumsprojekte vor 1933, die Zerstörung jüdischer Sammlungen durch die Nationalsozialisten, die Verfolgung jüdischer Museumsmitarbeiter, der Raub von Kunstwerken und Judaica. Auch dieser Aspekt gehört zur Vorgeschichte jüdischer Museumsprojekte im heutigen Deutschland. Die Tatsache, dass sich die Zentren deutsch-jüdischer Judaica-Forschung heute in Israel und in den USA

finden, ist Teil dieser Geschichte. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden beispielsweise die wenigen Überreste der materiellen Überlieferung des deutschen Judentums, die noch erhalten waren, an Einrichtungen in Jerusalem, New York und London übergeben, so dass Rekonstruktionen deutsch-jüdischer Judaica-Bestände zu den wichtigsten Herausforderungen jüdischer Museen in Deutschland gehören. In diesem Zusammenhang muss allerdings auch erwähnt werden, dass die Provenienzrecherche von Sammlungsgegenständen, die sich heute in jüdischen Museen befinden, und deren Veröffentlichung (gleichgültig wer der jeweilige Besitzer ist) ebenfalls eine vordringliche Aufgabe darstellen.

Bereits mit der Eröffnung des Jüdischen Museums in Berlin mit seinem spektakulären Neubau und sicher auch mit der Eröffnung des Jüdischen Museums in München wird die Wahrnehmung jüdischer Museen durch eine offenere Gesellschaft und Öffentlichkeit entscheidend zunehmen. Die Frage ist, wie die deutschen jüdischen Museen mit dieser erhöhten Sichtbarkeit umgehen? Wird es gelingen, die eigenen Sammlungsbestände durch Zusammenarbeit mit jüdischen Sammlern, die es nach und nach auch wieder in Deutschland gibt, zu erweitern und inhaltlich zu ergänzen – wissend, dass man noch weit entfernt ist von internationalen Qualitätsmaßstäben? Und: Wird es möglich sein, die Erfahrungen mit der deutsch-jüdischen Geschichte einzubringen in einen bedeutungsvollen Dialog mit der nichtjüdischen Umwelt, der jenseits des tiefen Abgrundes Holocaust angesiedelt ist?

Der Autor war Gründungsdirektor des Jüdischen Museums in Frankfurt am Main und ist heute Repräsentant der Claims Conference in Deutschland.



78 Jahre GEWOFAG

78 Jahre Wohnungsbau für München



Gemeinnützige Wohnungsfürsorge AG München
Ein Unternehmen der Landeshauptstadt München

Kirchseeoner Str. 3, 81669 München, Telefon (089) 4123-0
e-mail: gewofag@gewofag.de · Internet: www.gewofag.de

Eine Reise nach München

Jordan B. Gorfinkels Comic für das Jüdische Museum



Das Jüdische Museum München präsentiert ein Exponat besonderer Art: einen Comic des amerikanischen Zeichners Jordan B. Gorfinkel über Juden in München einst und jetzt, übersetzt von Patricia Reimann. Jordan B. Gorfinkel war zehn

Jahre lang Autor für die „Batman“-Serie bei DC Comics in New York. Seit 1996 zeichnet er in der New Yorker „Jewish Week“ die Familienserie „Everything is Relative“, deren Protagonisten auch die



„Wir sind nicht nur verantwortlich für das, was wir tun, sondern auch für das, was wir nicht tun.“

J.B. Molire

Weiter auf der nächsten Seite



Die gesamte Vielfalt jüdischer Geschichte, Kunst und Kultur in München in einem Haus versammelt.

Geschichte und Gegenwart

Der kompetente Begleiter für das neue Jüdische Museum München.

PRESTEL

JÜDISCHES MUSEUM MÜNCHEN
Bernhard Purin, Jutta Fleckenstein
96 Seiten mit 77 Abbildungen
Broschiert, 23 x 30 cm
ISBN 978-3-7913-3826-2
€ 12,95 (D) / sFr 23,60
Erscheint: März 2007

PRESTEL VERLAG
Königinstraße 9
80539 München
www.prestel.de